

# Merkwürdigkeiten

von

## Südamerika.

Nordamerika hängt mit Südamerika zusammen durch die sehr lange, aber an manchen Orten sehr dünne Erdzunge, welche aus den Provinzen Veragua, Panama und Darien besteht. Die über sie hinlaufenden Kettengebirge, eine Fortsetzung der Cordilleren, waren wohl die einzigen Strebepfeiler, welche den Wellen trotz bothen und hindurch das völlige Zerreißen, der beyden Theile der neuen Welt verhinderten.

Südamerika wird eingetheilt: 1) In das spanische Südamerika nämlich a) das Reich Neu-Granada, welches aus Tarra, Firma, einem Theil der Provinz Guiana und der Provinz Quito besteht, b) das Reich Peru, welches aus den Provinzen Peru und Chili besteht, und c) das Reich Rio de la Plata, welches aus Süd-Peru, Tucaman, Ostchili und dem spanischen Antheil an den großen Lande Paraguay besteht. Dazu pflegt man noch an der südlichsten Spitze Patagonien, oder Magalhaens-Land und die Falklands-Inseln zu rechnen.

2) Das portugiesische Amerika besteht a) aus Brasilien, b) dem südlichen Guiana, c) dem Amazonenland d) einem Stück von Peru, und e) einem Stück von Paraguay. Die Hauptstadt dieses weitläufigen Landes ist Rio Janeiro, wohin in den neuesten Zeiten der König von Portugal, nachdem er mit seinem Hofstadt, vielen vornehmen und reichen Einwohnern, der gesammten Seemacht

und einem Theil der Landmacht Europa verlassen, seine Residenz verlegt hat.

3) Das französische und holländische Guiana.

Auf diese Weise haben sich die europäischen Mächte in Südamerika getheilt, allein im Innern dieses ungeheuren Landes sind eine Menge freier Nationen, welche die Oberherrschaft der Europäer nicht anerkennen.

## Merkwürdigkeiten der Cordilleren.

Die Cordilleren sind die größte und höchste Kette der Gebirge unsers Erdballs. Durch ganz Amerika läuft, wie bereits gemeldet wurde, eine Gebirgskette von dem höchsten Norden durch Nordamerika und dann über die Erde, wo sie in eine minder hohe Gebirgsreihe zusammen gedrängt wird. Von da aus theilt sie sich gleich unweit des Aequators in Süden, in zwey große Hauptzweige, in den westlichen und östlichen, und erhält den Namen der Cordilleren oder Andes Gebirge. Die beiden Zweige bleiben gleich nach ihrer Theilung sich fast parallel. Der westliche, der längste, läuft bis nach Chili, ja bis zu dem Ende des Landes der Patagonen hinab, er durchläuft mithin über 62 Breiten-Grade und bey seinen Krümmungen sicher mehr als 1000 deutsche Meilen. Der östliche biegt sich aber bald von jenem Parellelismus gegen Südosten ab und verläuft sich in die Ebenen. Diese beiden Bergreihen lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur.

Unter den Cordilleren finden sich so ungeheure Berg Massen, daß einzelne derselben gleichsam im Wettstreit mit ihrer Mutter, dem Erdball, selbst seine Rechte der Gravitation sehr sichtbar streitig machen. Der höchste Berg der Cordilleren, so wie überhaupt der ganzen Erde ist der Chimborasso. Er hat nach den neuesten Erfahrungen eine Höhe von fast 18,500 Pariser Schuhen. Er beugt durch seine anziehende Kraft das Pendel um 7 bis 8 von der Perpendikularlinie ab. Von allen diesen Kolossen hält sich Herr von Humboldt überzeugt, daß sie lediglich der durch die Gesetze der Attraktion mit einander

*Merkwürdigkeit der fremden Weltth. II. B.*

der verwanten Materien, ihr Daseyn zu verdanken haben; sie seyen gleichsam durch allgemeine Crystallisation erzeugt.

Diese Gebirge bilden dann da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große oft oben meilenweite Lucken; man nennt sie Quebrados. Hiedurch strömen in den Tiefen die Flüsse in Westen gegen das Meer, oder in Osten gegen die Landfläche hin. Je höher die Cordilleren selbst sind, desto tiefer das Flußbette, desto deutlicher zeigt sich die Entstehung dieser Quebrados. Anfangs ist wohl nur ein geringer Pafs dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben, und wann das Gestein aus harten, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyry, besteht, so hätten sich die Fugen der ehemahls zusammenhängenden Berge wieder zusammenbringen lassen, so genau passen sie auf einander.

Ein solches merkwürdiges Schauspiel biethet die Schlucht bey Vinas, unweit Conaica in der Statthalterschaft Huancavelica dar. Fünf Meilen von dem Wege des Hauptorts Conaica nach Vinas, sagt Ulloa, kommt man, nachdem der Berg Corosuuta überstiegen ist, in eine Öffnung, durch welche der kleine Fluß Chaplancas fließt. Dieser Bach läuft eine halbe spanische Meile in einer felsichten Bucht verschlossen, die von oben bis unten nur 23 Fuß weit, aber über 114 Fuß hoch ist. Eben diese Schlucht ist aber auch ein Theil des Weges selbst, und der Reisende muß an solchen Orten, woselbst das Wasser die Schlucht gänzlich bedeckt, übersetzen; ein Fall, der neunmahl vorkömmt. Auf diesem romantischen Wege, den der Unkundige nur mit Schaudern unternimmt, bewundert man die Genauigkeit, mit welcher die von einander getrennten Wände des Felsengebirges zu einander passen. Jede kleine Krümmung und Windung des Baches wird hier so befolgt, daß wenn irgend eine große Gewalt, z. B. eine Erderschütterung, sie an einander rückte, alles auf das schärfste sich an einander fügen müßte. Die Festigkeit des Gesteins gibt, bey allem Schein hoher Gefahr, volle Sicherheit innerhalb dieses bewunderungswürdigsten Weges.

Die oberste Region der Cordillere übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Mevora. Es ist bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf dem Corason die Höhe von 2470 Klafter oder 14,320 Fuß, und wenn ihn gleich anjetzt sein ihm würdiger Nachfolger, von Humboldt, um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher über 1,344 Fuß, um

sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu sehen. Dennoch fanden sie sich auch hier bereits allen den gefährvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden lassen. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft presste ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers.

Auf diesen höchsten unfruchtbaren Bergen der Cordilleren, man nennt sie Paramos, zeigen sich denn hauptsächlich dem Naturforscher, der sich beim Aufgange der Sonne in ihrer Höhe befindet, häufig äußerst merkwürdige Meteore. Die Weltmesser, Condamine und Bouguer, beobachteten dieses schöne Phänomen zuerst auf dem Berge Pambamarca. „Eine Wolke, sagt letzterer, von welcher wir uns umgeben fanden, liefs uns bey ihrer Trennung die aufgehende Sonne sehr hellglänzend erblicken. Kaum hatte sie sich einige 30 Schritt entfernt, und eine weisse Farbe angenommen, wodurch sie der Baumwolle glich, so erblickte ein jeder von uns seinen Schatten auf derselben, und zwar, da die Wolke keinen an einander hängende Fläche bildete, nur allein seinen eigenen. Man sahe die Arme, die Beine, den Kopf; allein was uns am meisten in Verwunderung setzte, war, daß der Kopf mit einem Strahlenkranze geschmückt war, der aus drey oder vier kleinen concentrischen Kronen, von denen eine jede eben dieselben Farben hatte, als der erste Regenbogen, nur daß das Rother auswendig war. Der Raum zwischen diesen Kreisen war gleich und der letzte der schwächste. Endlich umgab in einer großen Entfernung ein großer weisser Kreis alle die übrigen. Dies ist gleichsam eine Apotheose für jeden Zuschauer, und ein jeder genoß ruhig keines geringen Vergnügens, sich mit diesen Kronen geziert zu erblicken, ohne etwas von denen seiner Nachbarn wahrzunehmen.“

Das Innere dieser kolossalischen Gebirge ist auf zweyerley Art besonders merkwürdig. Das erste und auffallendste, wodurch sich das Innere der ungeheuren Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Isthmus bis zu der Beeringsstraße fortläuft, ist ihr vulkanisches Feuer. Mehr als 50 solcher Feueressen, Luftlöcher der Unterwelt, sind bis jetzt darunter bekannt. Allein nicht aus allen steigen Feuergarben, Rauch und Flammensäulen und Laven hervor. Aus dem Jorullo in Mexiko erhob sich 1759 am 15ten September ein Basaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fufs über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala speien eine sehr große Menge

Salmiak Die von Popoyan und Pasto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausströmen, aber auch kleine Krater voller kochenden Wasser, woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte oder auch schlackenartigen Porphyr hervor, bald aber so ungeheure Massen Schwefelleberwasser und Schlamm, wodurch auch auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird.

Das sonderbarste Phänomen, welches aber diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbieten, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fische des süßen Wassers. In den Archiven mehrerer kleiner unweit des Cotopaxi gelegenen Städte, woselbst glücklicher Weise die Zeitpunkte der Ausbrüche dieses Vulkans aufbewahrt waren, fand Herr von Humboldt mehrere Angaben von Fischen, welche der Vulkan ausgespöen hatte. Einstmahls warf er eine so ungeheure Menge derselben auf die Landgüter des Marquis von Selvalegre, daß die Luft von dem Gestank inficirt ward. Der fast erloschene Vulkan von Imbubaru überschüttete 1691 die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in ihnen die Ursache der Faulfieber, die zu der Zeit herrschten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger scheint, der Corregidor dieser Stadt bezeugte, daß dieser Vulkan selbst nachmahls von Zeit zu Zeit, also wohl ohne eigentlichen vulkanischen Ausbruch, vorzüglich nach starkem Regen, große Massen dieser kleinen Fische auswarf, die man dort Prennadilles nennt. Die Indianer von St. Pabla fischen sie in sehr dunkeln Nächten in einem Bache, gerade an dem Orte, wo dieser aus dem Gebirge selbst hervortritt. Im Jahr 1698 stürzte der Krater des Cargneirazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tausende dieser Fische mit thornichtem Schlamme vermischt, ausgeworfen hatte. Nicht immer werfen die Vulkane diese Fische aus ihrem obersten Krater. Der Cotopaxi und Tungaruaga stieß sie zu Zeiten aus Seitenspalten oder Öffnungen hervor. Dennoch lagen diese stets um 1300 Klafter höher als die umliegenden Gegenden!

Höchst merkwürdig ist es aber, daß man oftmahls noch Spuren des Lebens an ihnen will gefunden haben, während daß sie längst dem Gebirge herabströmten; sicherer ist es, daß sie mit einer großen Masse kalten süßen Wassers vom Cotopaxi flossen, ohne daß ihr zarter Körper entstellt oder unkenntlich wurde. Daher zeigte eine genaue Untersuchung sogleich, daß diese Fischchen, von ein und derselben Art mit denen sind, welche dort über-

haupt unter dem Nahmen Penuadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefangen werden. Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Dies bestätigt sich durch die Nachrichten des Corregidors von Ibarra. Allein stets bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kraft sie so weit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen.

Weit größere Kalamität als jene einzelne Ausbrüche, dieses Gebirge über das Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben. Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise hievon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden. Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsere Zeiten hinab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere, bald größere Verwüstung anrichteten. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. Es ist merkwürdig daß, ihre Richtung ziemlich mit dem Lauf der Kette der Cordilleren zutrifft, nämlich von Südost nach Nordwest.

Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28ten Oktober 1746. Durch ein furchtbares unterirdisches dumpfes Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an; auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drey Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädiget. Tausend dreyhundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl litt noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Glieder. Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (den nächsten für Lima); weit trat es zurück, stürzte sodann über alles bey seiner Rückkehr hin und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen welche dort lagen, gingen 19 unter; fast 4000 Menschen verloren ihr Leben. Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten hinab. Nur allein im Jahr 1791 sahe sich Lima 5 Erderschütterungen ausgesetzt. Noch schrecklicher als jene ältere war unstreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riobomba und andere Ortschaften umgewühlt und in wenigen Secunden waren nach Humbolds Zeugniß 40,000 Menschen nicht mehr!

Diese Ausbrüche der Vulkane und diese Erderschütterungen ändern dann auch die Gestalt jener Erdkolossen. Diese wachsen und schwinden; Krater

und Öffnungen stürzen ein, während dafs sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt - oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor; so gewinnt dann ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken eine völlig neue Gestalt.

Eine andere Merkwürdigkeit des Innern der Cordilleren sind die darinn verschlossenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralien. Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko aus, so übertrifft Peru seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Schätzen. Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika voll von den übertriebensten Hoffnungen nach Gold und andern Reichthümern. Die Nachrichten, die sie auf den Westindischen Inseln hierüber eingelesen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage den goldreichen Afrika gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen. Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caxamarca, welche dem alten peruanischen Reiche der Inkas ein Ende machte, der gefangene Inka Atahualpa einen ganzen Saal voll goldene Gefäße zu seinem Lösegeld anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene großen wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, den unschuldigen Peruanern, herbey schleppen sahen, da verloren die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberey, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jetzt an nur die äußere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragden. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden selbst so hoch geschätzt, dafs ein sehr großer Smaragd von den Indianern als eine Gottheit verehrt wurde.

Dieser kostbare Stein hatte die Größe eines Straussen - Eies; man hatte ihm einen eigenen Tempel erbaut, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet. Da man nur alle übrigen Smaragden als Abkömmlinge von ihm ansah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Anherrn gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen. Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hatte man indels stets vergeblich sich bemühet zu entdecken; und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren gescheut genug, sie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken.

Peru besitzt aufer den beyden edlen Metallen Kupfer, Bley, Zinn, Quecksilber, Halbmetalle, verschiedene andere Fossilien, bedeutende Steinsalzgruben und wahrscheinlich auch Eisen. Die alten Peruaner kannten das Eisen

nicht, oder wußten es wenigstens nicht zu schmelzen; zu ihren härtesten Geräthschaften und Werkzeugen bedienten sie sich des Kupfers. In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drey Arten der Metalle die Grundlagen des Handels und des hohen Werths dieses Reichs nähmlich Gold, Silber, und Quecksilber. Von diesen Metallen befanden sich im Jahr 1791 nur allein in den 8 Intendantschaften des eigentlichen Vizekönigreiches Peru 69 Goldwerke und 704 Silber- und Quecksilberminen.

Kein Bergwerk wurde so berühmt und so oft von Prosaikern und Poeten erhoben als das Silberbergwerk zu Potosie einer Stadt, welche jetzt zu dem Reiche Rio de la Plata gehört. Ein Zufall gab Anlaß zu der Entdeckung desselben. Der arme Indianer Hualca aus Porco, sahe sich 1545 beim Verfolgen von Wildpret auf dem steilen Gebirge gezwungen, sich an einer hervorstehenden Baumwurzel fest zu halten. Sie gab nach, und indem er sie hervorriß, blieben an der Erde zwischen den Wurzeln mehrere Klumpen von gediegenem Silber hangen. Bey seiner Zuhausekunft schmolz Hualca das Silber und grub oder hob nun täglich, ohne irgend jemand seinen Fund zu entdecken, von diesem damahls der Oberfläche nahe gelegenen Silber beträchtliche Quantitäten zu seinem Verbrauch.

Der wachsende Wohlstand des Hualca ward zuerst von seinem Freunde, dem Indianer Guanka, bemerkt. Die Freundschaft bewog jenen endlich den Bitten des Guanka nachzugeben und diesem seine Schätze zu entdecken; dennoch zeigte er ihm nur eine minder vortheilhafte Ader im Gebirge; sie war schwerer zu bearbeiten. Der Zwist, welcher hiedurch unter den beyden Schatzgräbern entstand, endigte sich damit, daß der letzte die Sache seinem Herrn, dem Spanier Vilaroel, entdeckte, der denn ordentlich nach festgesetzten Regeln davon Besitz nahm, und am 21ten April 1545 die Minen eröffnete. Die zuerst entdeckte Grube nannte er Descubridora (die Entdeckerinn).

Man denke sich den Werth dieses Silberschatzes, da er selbst bey der fehlerhaften Benutzung noch so einträglich war, daß vom Jahr 1574 bis zum Jahr 1637 die Gruben von Potosi nicht weniger als 450 Millionen Thaler Ausbeute gaben. Eine Summe, setzt Barba hinzu, die da hinreichend wäre 60 spanische Quadratmeilen zu bedecken, wenn man 25 Thaler auf jede Elle und für jede Meile 5000 Ellen rechnete.

Es ist allerdings ein Beweis von der innern Metallfülle dieses Bergwerks, daß auch noch itzt, nach einer Bearbeitung von 250 Jahren eine sehr große Ausbeute daraus erhalten wird. Es befindet sich in einem komischen Gebirge, von der Form eines Zuckerhuts, in dessen ganzen Umfange von beynahe 6 Meilen man über 300 Gruben zählt. Auch die auf die Halde geworfenen Erze, welche man den alten Mann nennt, zeigen den großen Reichtum, denn dieser Rückstand wird, nach Helms Aussage, noch jetzt mit so vielem Gewinn bearbeitet, daß ein einziger Unternehmer, selbst mit schlichten Werkzeugen versehen, dennoch wöchentlich hiebey 500 Piaster reinen Überschufs erzielt.

Unter die Merkwürdigkeiten der Cordilleren gehören auch noch die diesen Ländern eigenen, schaudererregenden Brücken. Die von den schroffesten Felsen herabstürzenden Gewässer, bilden oft reissende, breite Ströme. In der Weite von oftmahls 1800 Fufs hängt über dem brausenden Waldstrom eine Hürde oder Flechte, gleich einem Netzwerk; sie ist vermittelt zweyer Stricke an beyden Ufern befestiget. Den Fufs des Reisenden zu sichern, deckt nur dünnes Schilf die großen Maschen des Geflechtes; jeder Wind bewegt die ganze Hängebrücke wie eine Wiege. Hierüber läuft dennoch der dazu gewöhnte Indianer mit dem Gepäcke und den Sätteln der Maulthiere auf dem Rücken (denn die Thiere selbst läßt man über den Strom schwimmen) und belacht, obgleich über den gefährlichen Abgrund hin und her geschleudert, die Furchtsamkeit des schüchternen Reisenden.

## Das Thal Quito.

Das Thal Quito in dem spanischen Reiche Neugranada ist die höchste Ebene auf Erden, denn sie ist gegen 10,000 Fufs über die Meeresfläche erhaben. Es ist zugleich eine der schönsten Provinzen. Sie ist wegen der kolossalen Höhe ihrer beschneiten Berggipfel, der Wuth ihrer unaufhörlich ausgeworfenen Feuer- und Felsenstücke, wegen der Schlamm- und Schwefelberwasser speienden Berge und anderer erhabener und schauerlicher Naturscenen, ferner wegen der Manigfaltigkeit und Ueppigkeit ihrer Vegetation und den Resten alter peruanischer Baukunst eines der interessantesten Länder des Erdbodens.



II S. 167.

Schindelmayer

Felsenbrücke zwischen Quito und Potosi.



Eine Menge Flüsse und Bäche durchschlingen mit klarem Wasser die Felder und Auen. Die lohnendsten Saaten, die anmuthigsten Gärten, worinn Pflanzen und Bäume der alten und neuen Welt prangen; grüne, blumentreiche Auen, deren Duft mit Wolgerüchen die Luft erfüllt; die schattenreichsten Wälder, deren Früchte nahrhafte Speisen, deren Säfte labende Getränke, deren Holz hundertfältigen Nutzen verschafft, wechseln angenehm und vortheilhaft mit einander ab. Dazu das Heer der schön geschmückten Vögel, deren Gesang das Ohr, deren Gefieder das Auge ergötzt; das schätzbareste Wild, und darunter die grössten Hirsche; das bunte Gewühl von Pferden, Rindern und Schafen, endlich der gänzliche Mangel an reissenden und giftigen Thieren, alles dieses macht dieses Thal zu einem der gesegnetesten Länder.

Da Quito unter dem Aequator oder der Mittagslinie liegt, so sollte es das heisseste Klima haben, allein die ausserordentlichen Höhe seiner Lage mildert es so sehr, daß keine brennende, ermattende Hitze entstehen kann, so wie die immer senkrechte Sonne jede Annäherung der Winterkälte verhindert. Es entsteht daher ein ewiger Frühling, der nur mit einem kurzen Herbst abwechselt, ein immer heiterer Himmel, kurz ein wahres Paradies.

Das Thal von Quito enthält 25 Dörfer und die große Stadt Quito, mit 30,000 Einwohnern, die höchste Stadt des Erdbodens. Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein unbeschreiblich erhabenes Ganze. Die ganze Ebene wird von fast Meilen hohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee ist ewig wie die Welt, aber mehrere ihrer Gipfel z. B. die des Pimhimha, Antisana, Sangai, Cotopaxi speien Feuer und Dampf, stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden und durch dies alles vielartigen Boden und vielartige Klimate erzeugen. So umgreuzt hier der Winter der Schneeberge, den Frühling und Herbst der Ebene; ein Amphitheater, das beinahe alles Schöne, herrliche und majestätisch furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darstellt.

Die großen Abwechslungen der natürlichen Gegenstände geben mehreren Gegenden ein romantisch-schönes Ansehen. So verdient unter andern eine Felsenbrücke zwischen Quito und Pasto bemerkt zu werden. Hier hat sich ein Bergstrom durch Felsen einen Weg gebahnt und stürzt mit starken Brausen durch die Hauptwölbung hin durch und bildet einen Wasserfall. Diese mahle-

rische Natur Scene wird noch durch einen rückwärts befindlichen, feuerspeienden Berg erhöht.

Es befinden sich noch die schönsten Ruinen, welche uns von den Pallästen und Festungen der Ynkas und Peru übrig sind, in der Provinz Quito; unweit des Fleckens Atun-Caajar. Diese Gebäude trugen oben entweder ein bloßes hölzernes Dach, oder waren gar nicht bedeckt. Nirgends sieht man eine Spur von Fenster; zwar sind die Thüren hoch, aber verhältnißmäßig schmal und nur so breit, daß die Ynkas, welche nur allein im Innern ihrer Zimmer den Boden sollen betreten haben, auf den Schultern einiger Männer hinein getragen werden konnten. Diese Gebäude hatten also entweder durchaus keinen Schutz gegen die Sonne und die Witterung, oder sie waren völlig dem Lichte unzugänglich, wenn nicht etwa in den hölzernen Dächern hiezu besondere Oefnungen vorgerichtet waren, die denn freilich auch den Regen zuließen. Die Vertheilung der Zimmer ist dabei sehr unbequem. Das Gemäuer selbst besteht nur aus Backsteinen, die an der Sonne getrocknet waren; aber es kommt einzelnes Gestein von so ansehnlicher Größe dabei vor, daß dessen Fortbewegung durch so unmechanische Hände Verwunderung erregt. Auch die genaue Zusammenfügung des Gemäuers beweiset außerordentliche Arbeitsamkeit.

Unter den noch vorhandenen Werken der alten Peruaner verdienen mit Recht unsere Achtung die vormahligen Heerstraßen der Ynkas. Man sieht noch deutlich zwey lange Chausseen von Quito bis Cusco auf einer Strecke von mehrern hundert Meilen selbst über die Rücken neuntausend Fuß hoher Gebirge fortlaufen und zu ihrer Seite stehen kleine Heerbergen (Tambos) und Brunnen. Diese Heerstraßen der Ynkas, aber vielmehr Königsstraßen dienten fast gänzlich zum bequemen Fortkommen des Monarchen. Sie sind ein schönes Zeugniß der höhern Kultur der Peruaner gegen die übrigen Völker der neuen Welt.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde in der Provinz Quito einer der größten wissenschaftlichen Unternehmungen ausgeführt. Als im Jahr 1733 die französische Akademie damit umging, durch Unterstützung König Ludwigs XV. die wahre Gestalt der Erdkugel genauer bestimmen zu lassen, schlug Condamine vor, Messungen an dem Pol und unter dem Aequator vorzunehmen. Zu der letztern Unternehmung wurde er mit mehrern französischen und spanischen Geometern, Naturkündigen, Zeichnern und Instru-

mentmachern in die Provinz Quito abgeschickt. Die Arbeiten nahmen 1735 ihren Anfang. Die hohen Eisgebirge dienten diesen Weltmessern Signale darauf zu pflanzen. Bei dieser Gelegenheit blieb einstens das Zelt des Condamine zwey Tage im Schnee begraben. Ohne Nahrung, ja ohne Getränk mußte er sich hiezu den Schnee mit dem Brennglase schmelzen.

Im Jahr 1739 waren nach höchst mühseligen Arbeiten, der Bogen des Meridians von mehr als drey Graden, fast genau unter dem Aequator, geometrisch gemessen und astronomisch bestimmt. Zum Andenken dieser für die Schifffahrt, Astronomie und Naturkunde sehr wichtigen Unternehmung wurden an jedem Ende der gemessenen Grundlinie Pyramiden errichtet und mit einer Inschrift versehen, welche das Unternehmen selbst anzeigte, als auch dessen Hauptresultate, nebst den Nahmen der Weltmesser enthielt. Diese mühsam errichteten Monumente, wozu allein über 15,000 Zentner Steine herbei geführt werden mußten, wurden in der Folge durch Unwissenheit und Privatränke zerstört.

## Der Amazonen Fluß.

Der Amazonen Fluß oder eigentlich der Maranon ist der mächtigste Strom der ganzen Erde. Sein Ursprung ist in Peru. Die hohe Lage des silberhältigen Sees Lauricocha und die große Höhe der ganzen dortigen Alpen-Gegend, als Umgebung dieses Sees ist der Hauptsitz der Quellen des Maranon. Diese Quellen haben vielleicht zufällig, schon in den ältern Zeiten eine ehrenvolle Auszeichnung erhalten. Man findet nämlich an der Mündung des Sees verschiedene Pyramiden von Stein, jede einige Ellen weit von der andern entfernt. Man hält sie für die Ruinen einer Brücke, die die Ynkas dort erbauten. Es befinden sich auch in einer kleinen Entfernung Ueberbleibsel der Yuka-Heerstraße.

Von dem See Lauricocha läuft der Maranon mit mehrern Krümmungen gegen Norden, beinahe 90 deutsche Meilen weit bis Jaen und nährt sich allmählig den Aequator. Seine Heftigkeit und die vielen Felsen lassen ihn, ungeachtet er bereits sehr viele Flüsse aufgenommen hat, noch stets unschiffbar, bis

zur Einmündung des Imaza. Von hier bis nach Borja wird die Beschiffung noch durch 13 enge Pässe erschwehrt, die in der alten Landessprache Punchu, daher Pongo, d. i. Thor, genannt werden. Der wichtigste und beschwerlichste, der dem reisenden weiterhin bevorsteht, ist der berühmte Pass, oder Pongo von Manseriche. Das Flussbette ist wie bei den übrigen Pongos verengt, aber dabei von hohen Felsenwänden eingezwängt, und durch hervorstehenden steinigten Grund werden gefährliche Stürzungen und Strudel erzeugt. Der Strom hat sich einen Durchbruch, einen Weg von 2 Meilen, vielleicht gewaltsam, durch die Cordilleren eröffnet. Ihre Felsen stehen wie hohes Gemäuer lothrecht zu den Seiten des Ganzes empor, in welchem der Marañon, der zuvor 250 Klafter weit ist, bis auf 25 zusammen gedrängt gewaltsam hindurch rauscht, und den Weg von St. Jago bis Borja von fast 3 Meilen in einigen 50 Minuten zurück legt. So mächtig wirkt hier die Gewalt des Wassers, daß man große Seitenhöhlen, weiten Hallen, Sälen und Kammern gleich, darinn ausgeschliffen erblickt.

Die ersten Reisenden, die die Kühnheit besaßen, diesen furchtbaren Pass vor etwa 170 Jahren zu überwältigen, waren einige spanische Soldaten; zwey Missionäre folgten ihnen bald nach, und stifteten 1639 die Mission unter den Maynas-Indiern. Condamine ist es, dessen Unerschrockenheit und Sachkunde wir eine genauere Kenntniß des bewunderungswürdigen Weges und jener Schifffahrt verdanken.

Fest gezimmerte Böte wären schwerlich vermögend der Gewalt des Wassers und den Stößen gegen die Felsen Widerstand zu leisten. Man bauet daher hiezu eigene Flöße, von dem dazu benutzten Holze, Balsas genannt. Von diesem leicht nachgebenden, zähen Holze, von hellgelber Farbe, werden 15 zwölf Ellen lange Balken so zusammen vereinigt, daß sie eine Flöße von einer etwas geringern Breite bilden, denn die Enge des Pongo erlaubt sie nicht breiter. Die Zusammenfügung geschieht weder durch Nägel noch durch Klammern. Jene sehr nachgiebige, elastische aber zähe Liane, (Bindweide) Bejuco genannt, bindet die Balken der Flöße so trefflich, daß das schwächliche Fahrzeug durch seine Federkraft selbst den härtesten Stößen gegen die Felsen Trotz bietet. Man bedeckt die Balsa mit einem leichten, aber regendichtem Rohrdache, und richtet an den vier Enden und sonst hin und wieder, wo die Verbindung es schicklich erlaubt, lothrechte Pfähle, etwa einer Elle hoch, auf; sie dienen den Reisenden als Rettung, wann etwa die Balsa unter Wasser kommt, doch tritt sie in solchen Fällen durch ihre Leichtigkeit bald wieder über dasselbe hervor. Die größte Gefahr besteht aber darinn, daß man

in einen Strudel, außerhalb des Stromganges gerathen kann. Ein Missionär, dem dies wiederfuhr, blieb zwey Tage hindurch in dem Wirbel; hätte die stark- Anschwellung des Stromes ihn nicht wieder in das Fahrwasser gerissen, so kam er vor Hunger um.

Auf einem solchen Fahrzeuge bestand Condamine, beim Durchgang durch den Pongo, eine andere sonderbare Art von Abentheuer. Der Fluß, dessen Gewässer gegen den Pongo hin abnehmen, war in 36 Stunden um 25 Fuß niedriger geworden. Condamine befand sich aufser einem einzigen Neger, in der Nacht allein auf der Balsa, denn die indianischen Fahrleute hatten ihn am Abend verlassen. Eine starke Baumwurzel stand über das niedrige Fahrwasser hervor, drang zwischen die Balken der Flöße und hob sie hoch empor. Nur durch schnelles Losmachen vom Baume erhielt der seltene Mann sich und seine Papiere, unschätzbare Arbeiten ganzer acht Jahre! Reichlich ward aber dem kühnen Forscher seine gefährvolle Reise gleich darauf belohnt.

„Als ich nach Borja, den nächsten Ort jenseits des Pongo kam, sagt Condamine, befand ich mich in einer neuen Welt. Ich war von allem Umgange mit Menschen entfernt, auf einem Meere von süßem Wasser, mitten in einem Labyrinth von Seen Flüssen und Kanälen, die in allen Richtungen eine nur allein durch sie zugängliche unermessliche Waldung durchströmt. Hier fand ich lauter neue Pflanzen, neue Thiere, neue Menschen. Meine Augen seit sieben Jahren gewohnt, Gebirge, die sich in den Wolken verlieren, zu sehen, wurden nicht müde, den ganzen Umkreis des Horizonts frey zu durchlaufen, ohne ein weiteres Hinderniß als die Hügel des Pongo. Auf die vielartigen Gegenstände, die den angebauten Feldern um Quito ein so manigfaltiges Ansehen geben, folgte hier plötzlich die einförmigste Aussicht: Wasser und Grünes und nur Grünes und Wasser! Man tritt auf das Erdreich, ohne es zu sehen, so dicht ist es mit Kräutern, Pflanzen und Gesträuch bedeckt. Jenseits Borja und 4 bis 100 französische Meilen stromabwärts ist ein gewöhnlicher Kiesel, so rar als sonst ein Diamant. Die hiesigen Wilden haben daher nicht einen Begriff von einem Steine. Kommen sie einmahl auf die andere Seite von Borja, so erstaunen sie beim ersten Anblick von Steinen, belasten sich damit, als mit der kostbarsten Waare, die sie aber bald wieder beim weitem Fortgehen von sich werfen.“

Unter den vielen großen Strömen, die der Amazonen Fluß in der Folge aufnimmt ist der Rio-Negro, oder schwere schwarze Fluß besonders

merkwürdig. Dieser kommt nördlich aus den Cordelieren und macht eine Verbindung des Amazonenflusses mit dem großen Ströme Orinoko, welcher wie der Amazonen Fluß ins atlantische Meer fällt. Diese Verbindung wird durch einen Arm des Orinoko, Cassiaquari genannt, bewirkt. Diese drey großen Ströme, der Amazonen Fluß, der Rio-Negro, und der Orinoko verwandeln mittelst des atlantischen Meeres einen Theil von Südamerika in das größte, in dem schönsten Himmelsstrich gelegene Eiland des Erdbodens.

Der große Fluß Madeira kommt südlich aus der Provinz la Plata. Die Missionäre zählten darinn 21 Wasserfälle. Nach der Vereinigung mit diesem Flusse hat der Amazonen Fluß gewöhnlich eine Breite von einer Meile und bildet viele große Inseln. Nachdem er in seinem weitem Laufe noch mehrere Flüsse und zuletzt den großen Fluß Xingu aufgenommen hat, bekommt er eine Breite von 5 Meilen, bald darauf von 10 Meilen und nachdem er viele große Inseln gebildet hat, nimmt er noch mehr an Breite zu. Und so ergießt sich endlich ein Meer von süßem Wasser von Inseln mit einer Weite von mehr als 20 Seemeilen unter dem Aequator selbst in die gesalznenen Gewässer des atlantischen Oceans.

Wo ist ein Strom auf unserer Erde mit dem Amazonen Flusse vergleichbar? Bey seiner erstaunlichen Länge von fast neunthab hundert Meilen hat er viele Ströme aufgenommen, mit welchen sich unsere Donau nicht messen darf.

### Erstaunliche Vermehrung der europäischen Hausthiere in Paraguay.

Die erstaunliche Vermehrung der von den Europäern nach Paraguay verpflanzten großen Hausthiere verdient einer besondere Erwähnung. Sie machen einen Hauptartikel des Handels und überhaupt des Reichthums dieses Landes aus.

Das Hornvieh, welches von einigen wenigen Thieren abstammt, die die Spanier bald nach der Entdeckung des Landes dahin führten, ist dort von der Grösse des ungarischen, dabey vielfarbig, trägt aber, da es wild geworden, den Kopf hoch und trotzig. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Population des Hornviehes so erstaunlich gross, das die Reisenden ihren Weg in den grossen Savannen sich nur mittelst eigener vorausgesandter Reuter durch dies wilde Rindvieh bahnen konnten. Dazumahl galt ein Ochse einen Real de Plata, also ungefähr 20 Kreuzer. Ein jeder Spanier, der seine Meyeray vergrößern wollte, miethete sich eigene Reuter für einige Ellen Zeug und diese fingen ihm dafür in wenigen Wochen zehn tausend Stück Ochsen und Kühe. Indess muß hundert Jahre früher der Preis eines Ochsen noch geringer gewesen seyn. Der aus Holz schön geschnitzte Altar zu St. Borgia am Flusse Urugay, soll ohne Vergoldung 30,000 Ochsen gekostet haben; dennoch war er nur ein Werk der dortigen Indier, der Guaranier, die ein Missionär im Bildschnitzen unterrichtet hatte.

Bei dem allgemeinen Schlachten des Hornviehs wird kaum auf das Fleisch geachtet. Das Fett, die Zunge sind ausser der Haut, worauf es besonders angesehen ist, oftmahls nur die einzigen Theile, welche man aufbewahrt, besonders da das Ochsentalg fast gänzlich den Mangel an Butter, der aus Nachlässigkeit herrscht, ersetzen muß. Die Carcasse überlässt man bei grossen Jagden auf Hornvieh gewöhnlich den wilden Hunden, Tigern, Geiern und Raben. Durch diese übertriebenen Metzereien hat sich denn das Hornvieh allerdings vermindert. Vormalo nahm ein Schiff eine Ladung von 80 ja 100,000 Ochsenfellen mit. Dies setzt eine weit grössere Anzahl erlegter Thiere voraus, da nämlich nur die starken Ochsenfelle zum Handel brauchbar waren. Anjetzt machen 30,000 schon eine beträchtliche Ladung und die gesammte Summe der ausgeführten Häute beträgt jetzt wohl schwerlich eine Million.

Das Rindfleisch ist übrigens eine Hauptnahrung der dortigen Armen, der Neger, der Guaranier und andere Indianer, so wie der Arbeitsleute und Dienstbothen auf den grossen Meyereyen. Auch gibt es einzelne Meyereyen, die auf 100,000 Stück Vieh zählen. Der Flecken Yapeyu am Uruguay besaß allein 500,000 und die Mission St. Michael noch mehr. Um sich einen Begriff von der ganzen Rindvieh-Population zu machen, so denke man hiezu nun die grosse Menge, welche die Indianer heimlich schlachten; ferner die, welche von feindlichen Indiern erlegt werden, endlich diejenigen, welche die wilden Hunde und andere reissende Thiere tödten.

Der Reichthum an Pferden steht hier dem an Hornvieh nicht viel nach. Es ist sehr unrecht, wenn man die Pferde von diesen Ländern für schlecht, klein und kraftlos ausgibt. Die jetzt ungeheure Pferdezeit von Paragay stammt von den ersten sieben Pferden ab, die die Spanier herüberführten. Aus diesen spanischen Pferden ist denn eine Race von Pferden entstanden, die freilich nicht völlig ihrem spanischen Anherrn gleichkommen, dennoch aber bei weitem nicht so schlecht sind, als Hr. v. Paun und selbst Robertson behaupten. Sie sind guten europäischen Pferden völlig gleich, nur daß sie weder die Größe noch die Stärke der größten Holsteiner oder Steyermärker Kutschpferde erreichen.

Die Anzahl der dortigen wilden Pferde übersteigt unsere Begriffe. Die ganze wilde Ebene von Rio de la Plata, auf 200 Meilen weit rings umher, ist ganz mit wilden, umher irrenden Pferden bedeckt. Hievon kann jeder so viel nehmen als er will. In wenigen Tagen bringen etliche Reuter viel tausend Pferde nach Haus. Mit Erstaunen sah einmahl Dobrizhofer, wie sechs Spanier, die sich mit der Pferdejagd abgeben, auf einmahl 2000 Pferde bei Cordova zum Verkaufe trieben. Man bezahlte sie mit einigen Ellen baumwollenen Zeuge; diese rollten sie wie einen Mantel zusammen und banden sie hinter sich an den Sattel fest. So kehrten die Pferdehändler, die kurz zuvor mit großem Geräusch und unter einer Wolke von Staub daher kamen, still und ruhig wieder nach Hause.

Die Pferdejagd wird auf mehrere Art betrieben. Man fängt sie entweder einzeln, mit Schlingen, oder auch in großen Massen, indem man Felder trichterförmig umzäumt, und sie, wie die Fische in den großen Fischteichen dahinein treibt. Nach diesen Thatsachen ist es begreiflich, wie einzelne Meyereyen 50,000 Pferde besitzen und wie der Preis des einzelnen unberittenen Pferdes unglaublich gering ist. Im Jahr 1697 kaufte der Pater Sepp für einen Thaler Werth 20, für ein Hufeisen 6, für eine Pfeife 3 Pferde und für 2 Nähadeln ein schönes Pferd. Selbst in unsern Zeiten bezahlt man ein bereits zu gerittenes Pferd, nur mit 2 Thaler.

Die Anwendung und der Gebrauch der Pferde ist hier denn auch sehr manigfaltig. Jede Klasse der Einwohner bedient sich ihrer nicht bloß zu Reisen, Spazierenreiten und Kirchengängen, sondern zum Holz- und Wasserholen; die Pferde müssen ferner das Korn austreten und in den Mühlen rossen. Viele indische Nationen leben fast beständig auf den Pferden, nähren sich

auch von ihrem Fleische und die Spanier schlachten jährlich eine Menge Stuten nur allein um das Fett zum Gerben der Hirschhäute zu benutzen. Überdies werden eine große Zahl Pferde von den Tigern und wilden Hunden zerrissen, und viele Füllen gehen bey den Jagden verloren.

Auch an Maulthieren sind Paraguay und Tukaman erstaunlich reich. Man zieht sie, ungeachtet ihrer Falschheit und daher rührenden Unsicherheit, den Pferden häufig vor; theils weil sie auf schroffen Wegen besser fortkommen, theils weil sie überhaupt mit sehr großer Vorsicht auftreten. Nur ist ihre Furcht vor dem Tiger im Stande, das beste Maulthier außer sich und dem Reuter in Todesgefahr zu setzen. Durch das panische Schrecken, welches ihnen die Witterung selbst eines todten Tiegens einflößte, wurden auf einmahl viel tausend Maulthiere ihrem Treibern bey Cordova flüchtig; und ungeachtet vieler angewandten Mühe und der größten Schnelligkeit der ihnen nachsetzenden Reuter, gingen 2000 davon verloren.

Endlich hat auch das Land einen Überfluß an Wolle - Vieh, welches ebenfalls wie alle Hausthiere, aus Spanien stammt. Aber unsere Hunde sind in Paraguay wild geworden. Sie haben sich in den weiltläufigen Ebenen durch die Leichtigkeit von Ochsen- und wilden Esel Fleisch zu leben, so erstaunlich vermehrt, daß sie den Rindviehhandel stark beeinträchtigen. Sie erlegen nämlich in Gesellschaften vereint, jeden großen Stier, und jedes wilde Pferd; ja sie greifen sogar, wenn der Hunger sie treibt, einen Menschen zu Pferde an. Man sahe sich deshalb einmahl genöthiget, Soldaten gegen die Übermacht dieser bösen, kühnen Thiere zu schicken; allein da diese nach der Rückkehr, von ihrer Expedition Hundeschläger geschimpft wurden, so konnte der Gouverneur nachmahls das Militär nie weiter hiezu bewegen. Daher nehmen sie noch weiter überhand, denn die Einwohner, so sehr sie auch ihre Schädlichkeit fühlen, wollen sich nicht entehren, etwas bedeutendes gegen sie zu unternehmen.

Unter den eingebornen wilden Thieren zeichnet sich der Tiger als das gefährlichste und der Tapir oder Anta als das größte wilde Thier aus. Die Indier machen deshalb Jagd auf den letztern, weil sich in dem Magen dieses Thieres ein, unserm Bezoarstein ähnliches Concret erzeugt, daß von den Einwohnern für ein wichtiges Arzneymittel besonders bey Entzündungen oder ähnlichen Krankheiten angesehen wird. Unter den großen eingebornen Thieren ist noch der Hirsch und das Reh zu bemerken. Das letztere ist hier ei-

ner seltenen Zähmung fähig. Ein von einem Geistlichen auferzogenes Reh gab hievon ein besonderes Beyspiel. Durch Kuhmilch groß geworden und an diese Thiere gewöhnt, folgte es stets den Kühen auf die Weide; allein es kehrte nur nach Willkühr von dort zurück, oft nur tief in der Nacht; und dann klopfte das treue Thier mit seinen Pfoten an die verschlossene Thür seines Herrn, um eingelassen zu werden. Allerorten begleitete es diesen, er mochte ausreiten oder ausgehen; selbst durch eine Schaar von Hunden, die es anzugreifen droheten, suchte es sich durchzuschlagen; freilich trug dazu das Halsband mit Glocken sehr viel bey; denn dieses Geläute war den Hunden fremd und daher furchtbar.

Merkwürdig war besonders seine Nahrung. Unter den vielartigen Dingen, (denn es fraß nicht nur Wurzeln, Kräuter und Brod, sondern sogar Fleisch) schien ihm nichts köstlicher als Papier. „Meine Hefte über die Philosophie, sagt der Missionär Dobrizhofer, die uns der Lehrer diktirt hatte, fraß es fast gänzlich auf; Musikalien mausete es mir von meinem Tische und verzehrte sie.“ Auch war nur allein Papier die Lockspeise, der es nicht widerstehen konnte, als es einst die Freyheit gesucht hatte. Schon hatte es sich in die Wälder verlaufen, wo die Indianer es zu Zeiten erblickten. Der Missionär suchte es endlich selbst auf, und nur dadurch, daß er ihm ein Blatt Papier hinzeigte, näherte es sich ihm, wie wohl mit Zittern. Ein Blatt nach dem andern fraß es aus seiner Hand, und liefs, sich hiedurch von neuem aus der Freyheit in die Sklaverey locken. Es blieb auch seinem Herrn getreu, bis daß ein starkes Maulthier, mit dem es sich auf eine höchst sonderbare Weise in einen Kampf einliefs (es trat hiebey auf die Hinterbeine und schlug mit den Vorderbeinen auf das Maulthier los) es durch einen einzigen Schlag tödtete.

Was für ein Reichthum zeigt sich in Paraguay für die Ornithologie, für die Ichthyologie, für die Lehre der Amphibien und Insekten? die Masse dieser Thiere ist hier so erstaunlich, daß einige Arten selbst den Menschen vertreiben. Die Missionarien bezeugen, eine außerordentlich große Rattenart breche in Paraguay oftmahls in solchen Zügen hervor, daß die Landleute wegen ihrer Menge ihre Häuser, ja ihre Ländereien verlassen. Aus den südlichen Gegenden von Buenos-Ayres fiel ein ganzes Heer Ratten in Tukunoan ein, und verwüstete Aecker, Häuser und Scheuern. Über die Flüsse, die ihnen im Wege standen, schwammen sie ohne Furht. Die ungeheure Felderstrecke, die sie durchzogen, war nach ihrem Abzuge wie gebahnt. Die pa-

raguayischen Landleute erschrecken über die zahllose Menge Ratten, verließen ihre Wohnungen und nahmen die Flucht. Eine unbekannte Merkwürdigkeit ist wohl der dortige Maulwurf Ykipara. Er macht ein so starkes, schaudererregendes Getöse unter der Erde, daß man glaubt, man höre Pauken.

## Das Blacma und die Vicunna.

Die Natur suchte der neuen Welt durch folgende Thiere, nämlich durch das Blacma (Guanalo) die Vicunna, das Alpaca, das Chiluhueque, die Kameele der alten Welt zu ersetzen. Die zwey erstern verdienen eine nähere Anzeige.

Das eigentlich Blacma, wird von den Spaniern das Landschaaf genannt. Der Höhe nach kommt es einem kleinen Esel gleich; es trägt den langen Kameelhals erhoben; hat einen stolzen, festen Gang, sein schwarzes, schönes Auge, ist milde, furchtlos und zutraulich. Es hat gespaltene Klauen; der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Füllens; der Körper ist mit langer grober Wolle bedeckt; die am Halse und am Bauche kürzer ist. Die Farbe selbst ist verschieden; es gibt schwärzliche, zimmtfarbene, gefleckte und weißliche Blacmas.

Auf den hohen Andes Gebirgen, des südlichsten Theiles von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise, und nährt sich nur allein von dem kurzen Moose und Grase Icho; ihr Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin sieht man in Peru nur gezähmte Blacmas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Blacma wahre Verehrung. Ehe sie anfangen sich dieser Thiere zum Lasttragen zu bedienen; stellen sie ein eigenes Fest an, wodurch sie sie gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaftern aufnehmen. Innerhalb des eingeschlossenen Hofes bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kindern zu einem Gastmahle von Chicha (einem gegohrnen Trank aus Maiz) Brandtwein und gerösteten Maiz, ein. Nun beginnt der Tanz nach der Musik von kleinen Trommeln und Pfeifen zugleich, mit dem Schmause.

Während dieser Lustbarkeiten, welche oft mehrere Tage dauern, gehen sie fleißig zu ihren geliebten Thieren, die sich hiebei in einer Ecke des Hofes befinden, umarmen sie, machen ihnen tausend Liebkosungen, halten ihnen Totumas oder Flaschen mit Chicha und Brandtwein vor das Maul, und ob diese gleich nichts davon geniessen, so glauben die Indier dennoch ihren künftigen Hausgenossen ihren guten Willen bezeugen zu müssen. Dabey reden sie mit ihnen auf das freundlichste, sagen ihnen viele Schmeicheleien, als wären es vernünftige Wesen, mit denen sie in genaue Verbindung treten wollten. Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch dies geschieht indess mit vieler Mässigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Schritt des Thieres gefallen, und da das Blacma ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht regieren.

Ohne zu gallopiren noch zu trottiren geht dies Thier dennoch nicht langsam, und hat dabei, selbst auf den Gebirgen, einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient. Es trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Zentner. Hat man es aber überladen, sucht man es zu übertreiben und wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers sind sodann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen und stirbt. Dieses nützliche Thier bedarf nur wenig. Gewöhnlich läßt man es des Nachts jene oben angeführte Grasart abweiden. Es legt sich sodann nieder, um auszuruhen, widerzukauen und neue Kräfte zu sammeln. Es gewährt aber manigfaltigen Nutzen. Es dient zum Lasttragen, sein Fleisch wird gegessen und aus dem Haar werden grobe Decken und andere Dinge verfertigt.

Die Vicunna ist kleiner und schwächtiger als das Blacma; sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufstehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart.

So ähnlich dieses Thier auch dem Blacma ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturels davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgibel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wildheit. Sie flieheth den Menschen, wenn sie ihn selbst in großer Entfernung erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köstliche Vigogne-Wolle. Da diese

Thierart eben so furchtsam als flüchtig ist, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Diese Gesellschaften von Jägern nennt man Chalos. Es ist sehr schwer diese Thiere zum Schufs zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem sie Heerden von Vicunnen weiden sehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halses des Thieres. An diese Stricke werden rothe oder sonst stark gefärbte Lappen in gewissen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an die Vicunnen, vermittelst eigens dazu abgerichteter Hunde zusammen zu treiben. Die große Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie bei Erblickung der von der Luft bewegten Lappen durch das Uebersetzen über die Stricke, zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie ihnen geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab. Oft sehen sich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnenheute zurück.

Diese Jagd schlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca, oder Palo, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbte Lappen nicht achten, über die Stricke und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen. Die Felle der Vicunnen werden von den Jägern in Packen oder Bündel zusammen gebunden, und den Kaufleuten ganz unversehrt geliefert. Diefs ist nothwendig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten. Die äußerst sanfte, seidenartige, zarte Wolle ist theils blaßroth, wie Rosenblätter, theils graulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen die gröbere des Apalco zu stärkern Zeugen, auch zu Hüten benutzt wird. Aus der feinsten Wolle verfertigt man die trefflichen und kostbaren Vigogne-Tücher.

Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneiten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern, natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bey seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur, oder Gondor, diesen Riesen der Geier, sagt von Humboldt, lockt die Raubsucht auf die zartwolligen Vicunnen in diese höchste Region. Er schwebt hoch über

alle jene Bergkolosse in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Höhe und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ullora sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schaafen, welche an den Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen, liefs er es fallen, fing es wieder auf und schleuderte es noch zweymahl von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesicht verlor.

Der Kondor hält vom Kopfe bis zum Ende des Schweifes etwas über drey Fufs, und die Weite der ausgebreiteten Flügel beträgt 9 Fufs; außerordentlich große Vögel halten wohl gegen 14 Fufs. Aber es ist nicht sowohl die Größe, als der Muth und die Stärke, wodurch sich der Kondor auszeichnet und die außerordentliche Höhe, in welcher er gewöhnlich lebt, gibt ihm noch einen größern Ruf. Er bewohnt in Gesellschaft des Blacma die größte und höchste Gebirgskette der Erde, vom Äquator an bis hinab gegen die Magellansstraße, auf einer Strecke von 900 Seemeilen; denn in dieser Straße ward der Condor geschossen, welcher sich noch im Leverschen Musäo zu London befindet. Vielleicht der einzige in Europa. Selbst sein Nest bauet er oftmahls auf Felsen dicht an der Schneelinie. Er liebt überhaupt die höchsten Luftregionen, und verweilt nur so lang in den Niederungen, als ihn seine Jagd dazu zwingt. Bey heiterem Himmel hält er von einer ungeheuren Höhe gleichsam eine General-Revüe über ein vastes Gebieth; aus solcher Höhe stürzt er mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit auf seine Beute herab.

Sein Muth ist kraftvoll. Zwey Condor greifen ein Kalb, ja den jugendlichen Puma, den sogenannten Löwen von Amerika an. Sie jagen und verwunden die junge Kuh so fortdauernd, daß das Thier endlich zu Boden sinkt und erhitzt die Zunge hervorstreckt. Diese faßt der Condor sofort, reißt ihr bald darauf die Augen aus und so stirbt endlich das unglückliche Thier langsam hinweg.

Hat sich der Vogel völlig gesättiget, so sitzt er phlegmatisch und traurig, und erhebt sich nur höchst schwerfällig. Hierauf gründet sich die berühmte Jagd, womit man in Peru besonders den Fremden belustiget. Eine hierzuge-tödtete Kuh lockt binnen Kurzem mehrere dieser großen Geier herbey. Sie fressen mit unbeschreiblicher Gier, fangen ihr Mahl stetts mit der Zunge und den Augen an, sodann reißen sie das Thier von hinten auf, um sogleich zu den Eingeweiden zu kommen und füllen nun ihre Mägen so außerordentlich an, daß sie völlig überladen in eine Art von Unbehülflichkeit fallen, die ihnen nicht erlaubt, sich schnell in die Luft zu schwingen. Dann brechen die im Hinterhalte lauernden Indier hervor, werfen Schlingen über sie und fangen sie früher, als sie sich von dem Boden erheben können. Oftmahls verur-

sacht der Schrecken und die heftige Bewegung, wodurch sie sich anstrengen, dem Jäger zu entkommen, daß sie ihr übermäßiges Mahl wieder von sich geben, und auf die Weise erleichtert, glücklich in die Höhe steigen. Wehe aber dem Condor, wenn er gefangen wird! da er den Indianern so vielfachen Schaden zufügt, so suchen sie dann durch grausame Martern sich an ihm zu rächen.

Das Leben des Vogels ist äußerst zähe, auch hat die Natur trefflich für seine Erhaltung gesorgt. Herr von Humboldt sahe einen Condor würgen und bey dem Stricke aufhängen. Man, zog ihn sogar in diesem Zustande bey den Füßen. Kaum lösete man die Stricke, so ging der Vogel gleich darauf wieder umher. Hierauf feuerte man drey Pistolenkugeln aus der geringen Distanz von 4 Schritten auf ihn ab. Alle trafen; er ward am Halse, in der Brust und im Bauche verwundet, dennoch erhielt er sich noch aufrecht. Eine vierte Kugel traf den Schenkel und er fiel zurück geprellt zur Erde. Ulloa bezeugt gleichfalls, daß oftmahls in den kältern, höhern Regionen bis auf 10 Kugeln den Condor getroffen haben, aber ohne ihm weiter schädlich gewesen zu seyn.

## Merkwürdigkeiten des Thierreichs in Surinam.

Von den Merkwürdigkeiten des Thierreichs in Guiana besonders in der holländischen Provinz Surinam hat uns eine berühmte deutsche Künstlerinn, Sibilla Merianin, welche sich blos aus Liebe zu der Naturwissenschaft in diesem Lande aufhielt, ein prächtiges Werk geliefert. Bey Eröffnung desselben bleibt man mit Recht im Zweifel, ob man mehr über den Reichthum der dortigen Natur oder über ihre Schönheit und Pracht selbst in den am mindesten geachteten Geschöpfen erstaunen soll.

Schmetterlinge, oft von der Größe mittelmäßiger Vögel, glänzen durch den blendendsten Lasur; durch Spiegel, die das Auge täuschen; durch Perlmutter und Gold und alle übrige der herrlichsten Farben in wunderbarer Mischung zusammengestellt. Selbst die Nacht wird durch lebendige Laternen beträchtlich erhellet, durch ein eigenes Geschlecht geflügelter Insekten, dessen großer, phosphorescirender, helleuchtender Kopf den Menschen im Dunkeln wie eine Fackel leitet, da am Tage die schönen Flügel nicht weniger durch prächtig gefärbte Spiegel das Auge ergötzen. Dieses merkwürdige Insekt wird der große Laternenträger genannt.